

# REALLEXIKON DER DEUTSCHEN LITERATURGESCHICHTE

begründet von Paul Merker und Wolfgang Stammeler

Zweite Auflage

Humboldt-Universität zu Berlin

— Unter der Leitung von —

Zweigbibliothek für Slavistik

Band 1–3

DDR-103 Berlin, Clara-Zetkin-Str. 1

Herausgegeben von Werner Kohlschmidt und Wolfgang Mohr

Band 4

Herausgegeben von Klaus Kanzog und Achim Masser

Redaktion: Dorothea Kanzog

## VIERTER BAND

Erste/Zweite Lieferung

Slavische Literatur — Stabreimvers



1979

WALTER DE GRUYTER · BERLIN · NEW YORK

scher wie theologischer Autoritäten (Joh. Trithemius, Luther, Ph. Melancthon) erschweren bis heute die objektive Beurteilung.

In Sage und Schwank manifestieren sich gleichermaßen dualistische Schöpfungserzählungen. Sie zeigen Gott und den Teufel in situationsbezogener Konkurrenz, ein in gesamteuropäischem Rahmen vielfältig variiertes Motiv, wobei die Schwankversionen häufig von der Erschaffung ganzer Herden bestimmter Tierarten ausgehen, und Gott sich mitunter die seines Gegners aneignet. In den dabei zutage tretenden realen Anknüpfungspunkten spiegeln sich die Grundzüge gängiger Verteufelungsstrategie: vor allem auffällige Tiere, solche mit scheinbar normabweichenden Merkmalen geraten in den Kreis vom Teufel Gezeichneter. Sagentypische Motivvariierungen, die z. T. der geglaubten Ursprungssage zuzurechnen sind, schaffen eine ausgeprägte Konkurrenzsituation. Für den Teufel fallen dabei nur unvollkommene Imitationen ab: schafft Gott die nutzbringende Biene, gelingt dem nachäffenden Gegenspieler nur die Wespe. Andere Gestaltungen lassen Gott die schädlichen Schöpfungen des Teufels neutralisieren: hat der Leibhaftige die Maus geschaffen, erschafft Gott die Katze. Herrscht im Schwank, für den generell die für das 16. Jh. bereits getroffenen Feststellungen zutreffen, die heitere Komponente vor, dominieren in der Sage die ernsthaften Züge. Doch können hier wie da ernste und heitere Grundstimmungen und -situationen unvermittelt wechseln. Aber selbst wenn man über den Teufel lacht, ist es ein im Grunde ohnmächtiges Lachen, das einer hilflosen Angst vor der Gefährlichkeit des noch lange nicht überwundenen Teufels entspringt.

Im Märchen begegnet gelegentlich das Teufelspaktmotiv. Der Teufel wird hier besonders oft listig geprellt: es kann ihm eine Aufgabe gestellt werden, die er nicht zu lösen vermag, oder man geht mit ihm eine auf Täuschung angelegte Wette ein, deren Trugcharakter er nicht durchschaut; dieses Moment ist u. a. auch in Goethes *Faust* (Prolog im *Himmel*) wirksam. Bei der Überlistung des Teufels helfen zuweilen von ihm verzauberte Geschöpfe mit, die dann erlöst werden, aber mitunter auch seine Großmutter. Der 'märchentypische' Teufel ist im ganzen gesehen eine recht vermenschlichte Gestalt, aus deren Regungen, Aktivitäten, Grundsituationen sich

seine spezifischen Handlungen ergeben, die nicht selten ohne jede planerische Übersicht sind. Doch wird die grundlegende Auseinandersetzung zwischen Gut und Böse im Märchen nicht primär von der Teufelgestalt getragen; sie nimmt vielmehr in dieser Gattung bei weitem nicht die Stellung ein, die ihr die Sage zuweist. Ein Grund dafür mag darin zu suchen sein, daß die Sage generell einen größeren Wahrheitsanspruch erhebt und erhält als das Märchen, und daß der Teufel als reale Gestalt der Volksvorstellung viel selbstverständlicher der 'wirklichen' Welt zugeordnet wird als der märchenhaften.

Von anderer Art, doch gleicher Wirkintensität sind dichterische Gestaltungen neuerer literar. Epochen, die literar. Stoffe und Motive bewußt so formen, daß sie von breiten Schichten verstanden und rezipiert werden können. So weit sie unser Thema betreffen, stehen sie nicht selten in der Tradition mal. Spiele, wie dies z. B. beim Obermarchtaler Prämonstratenser Sebastian Sailer (1714-1777) der Fall ist, der biblische Stoffe in Komödien in schwäb. Mundart umdichtete, die er selbst rezitativ vortrug. Sein auch von didaktischen Momenten getragenes Anliegen zielt darauf, „in bäurischer Sprache nach Pöbelart einfältig“ zu erzählen, wie er im Prolog zu einem seiner besten Stücke, dem *Fall Luzifers*, selbst sagt. Er nimmt dabei auch eine Transponierung der himmlischen und höllischen Gestalten ins überschwäbische 'Milieu' vor, was ihn zu seiner Zeit wie auch später gelegentlichen Angriffen von kirchlicher Seite aussetzte. Wie Gottvater in seinen Komödien solcherart zum besitzstolzen Hofbesitzer wird, werden auch seine Teufel zu plastischen lebensnahen Gestalten, so daß sich Luzifer durchaus mit dem 'schwäbischen Gruß' aus dem Himmel verabschieden kann.

Für die ungebrochene Attraktivität des Teufels ist die zugkräftige Titelgebung bis heute ein Indiz. So ist z. B. eine Legenden-Ausgabe unserer Tage *Die Jungfrau und der Teufel* überschrieben, obgleich der Teufel in den Erzählungen dieses Bandes kaum vorkommt. Der Herder-Verlag betont in seiner Werbung für den von Lutz Röhrich hg. Band *Sage und Märchen. Erzählforschung heute* (1976) den dämonischen Bereich: „von Hexen, Zaubern und Teufeln des Märchens sowie von Wildgeistern, Wassermännern und anderen übernatürlichen Wesen der Sage ist die Re-

de . . .“; außerdem erhielt der Band als Titelbild eine 'nachgeahmte Hexenfahrt' mit Teufeldarstellung (eine Wiedergabe eines Holzschnitts aus dem 18. Jh.). Daß heute wieder dem Interesse am Dämonischen Rechnung zu tragen ist, wird manchmal ausdrücklich formuliert, so z. B. von Gunter Groll, dem Herausgeber des Sammelbandes *Der Zauberspiegel. Phantastische Erzählungen der Weltliteratur* (1961). Groll spricht von einer Hinwendung zur Dämonie, an die man zwar nicht mehr glaube, vor der man jedoch Angst habe. Sie kann auf diese Weise neutralisiert, aber auch provoziert werden. Polit. Dämonisierungen sind im Titel des Romanes *Mephisto* von Klaus Mann (1936), des Erfolgsstückes *Des Teufels General* von Carl Zuckmayer (1946) und des Filmes von Robert Siodmak *Nachts, wenn der Teufel kam* (1958) greifbar.

Abraham Warkentin, *Die Gestalt d. Teufels in d. dt. Volkssage*. Diss. Univ. of Chicago 1936. Lutz Röhrich (Hg.), *Erzählungen d. späten M.A.s u. ihr Weiterleben in Lit. u. Volksdichtung bis z. Gegenw.* Bd. 1 (1962), bes. S. 113ff. u. 267ff. Ders., *E. Teufelserzählung d. 13. Jh.s u. ihr Weiterleben bis z. Gegenw. Exempel u. Sage*. Dtschunt. (Stuttg.) 14 (1962), H. 2, 49-68. Ders., *Die dämonischen Gestalten d. schwäb. Volksüberlieferung*. (Masch.) Diss. Tübingen 1949. Ders., *Sage u. Märchen. Erzählforschung heute* (1976). — Hannjost Lixfeld, *Gott u. Teufel als Welterschöpfer. E. Untersuchung über d. dualist. Tiererschaffung in d. europäischen u. außereurop. Volksüberlieferung* (1971); *Motive 2*. Ders., *Der dualist. Schöpfungsschwank von Gottes u. d. Teufels Herde* (Thompson K 483). *Funktion u. Gattung*, in: *Volksüberlieferung. Festschr. f. Kurt Ranke* (1968) S. 165-179. Mychajlo Petrovyč Drahomanov, *Notes on the Slavic Religio-Ethical Legends: The Dualistic Creation of the World* (Bloomington 1961; Indiana Univ. Publ. Russian and East European Ser. 23). Werner-Harald Wagner, *Teufel u. Gott in d. dt. Volkssage*. Diss. Greifswald 1930. — August Wünsche, *Der Sagenkreis vom geprellten Teufel* (1905). Rolf Wilh. Brödnich, *Der Teufel u. d. Kerze. Zur stoffl. Herkunft und Verbreitung e. Volkserzählung vom geprellten Teufel* (AT 1187). *Fabula* 6 (1974) S. 141-161. A. Götz, *Teufels Großmutter*. *ZfdWf.* 7 (1905/06) S. 28-35. Barbara Allen Wood, *The Devil in Dog-Form* (Berkeley 1959). Viktor v. Geramb, *Zum Sagenmotiv vom Hufbeschlag*, in: *Beiträge z. sprachl. Volksüberlieferung. Festschr. f. Ad. Spamer* z. 70. Geb. (1953) S. 78-88. Joh. Bolte, *Der Teufel in d. Kirche*. *ZfvgLit.* N.F. 11 (1897) S. 249-266. A. Wesselski, *Das Recht d. Teu-*

*fels auf Arbeit*. Ndd. Zs. f. Volkskde 10 (1932) S. 1-16. Hermann Tardel, *Die Sage von Robert dem Teufel in neueren dt. Dichtungen u. in Meyerbeers Oper* (1900; FschgNLTg. 14). Robert Wildhaber, *Das Sündenregister auf d. Kuhhaut* (Helsinki 1955; FFC 163). Elisabeth Frenzel, *Motive d. Weltlit.* (1976; Kröners Taschenausg. 301), Stichwort *Teufelsbündner*. Lutz Röhrich, *Die Ballade vom Teufelsroß*. Dtschunt. (Stuttg.) 15 (1963), H. 2, S. 73-89. Ingrid Kleine, *Der Überzähle*. (Masch.) Diss. Göttingen 1954. Bernward Deneke, *Materialien aus dem Umkreis der Sage vom 'Überzählg'.* *Versuch e. Sichtung*. *ZfVdK* 57 (1961) S. 195-229. Friedrich von der Leyen, *Der gefesselte Unhold* (1908). Emma Locher, *Die Venedigersagen*. Diss. Freiburg/Schw. 1922.

Gustav Bebermeyer

## Text

§ 1. Der Begriff Text ist für den Bereich der Lit. bereits im Spätma. belegt. Abgeleitet aus lat. *textus* (= Weben, Gewebe; verallgemeinert: Zusammenfügung, Zusammenhang und im nlat. dann auch speziell: Zusammenhang einer Schrift), bedeutet T. zunächst „die wort eines gesangs, so unter noten geschriben und gleichsam gewebet ist“ und ist als Lied- und Operntext in dieser Weise bis heute gebräuchlich. Das DWb unterscheidet von diesem ursprünglichen Bedeutungsumkreis: (1) T. als die „hauptwörter einer schrift im gegensatz zu den erklärungen und anmerkungen, im engen sinne den grundspruch (bibeltext) einer predigt oder rede“; (2) T. als die zusammenhängenden Wörter einer schrift oder einer rede, wie etwa schon 1624 M. Opitz moniert, daß „allerlei lateinische, frantzösische u.s.w. Wörter in den Text unserer rede geflickt werden“.

Eine zunehmende Verbreitung hat das Wort T. nach 1945 erfahren: den wertenden und von der Tradition belasteten Vorstellungen von Dichtung und Lit. wird der (scheinbar) wertfreie T. gegenübergestellt; 'textimmanent' (= werkimmanent) soll die Beschäftigung mit literar. Werken sein, um einer ideologischen Überfrachtung vorzubeugen; Heißenbüttel nennt seine Lyrik provokativ „Texte“ (gesammelt in *Texte ohne Komma* und in den *Textbüchern* Iff.), und ein modernes Schul-lesebuch trägt den programmatischen Titel *Texte und Zeichen*.

§ 2. In die Literaturwissenschaft findet das Wort T. in allen angeführten Bedeutungsschattierungen frühzeitig Eingang, ohne freilich schon den Rang eines theoretisch reflektierten Terminus zu erhalten. Erst nach 1966 leitet die Kritik an der traditionellen Germanistik (Germanistentage in München und Berlin) eine bewußte Wendung zum T.begriff ein, die zugleich Ansätze zu einer Überwindung des vortheor. Wortgebrauchs zeigt: „Die Worte Text und Autor sollten uns lieber sein als vorbelastete Begriffe (wie) Dichtung und Dichter, Literatur und Literat“ (K. O. Conrady in: H. Rüdiger 1973). W. Iser (in: J. Kolbe 1969) formuliert das Programm einer „künftigen Germanistik“: „Lit.wiss. ist eine Wissenschaft von T.en und nicht von Nationen“. Nicht nur die schöne Lit., sondern auch Unterhaltungslit. und insbesondere nicht-fiktionale Schriften, sog. „expositorische T.e“, sollen Gegenstand des Faches sein. Von einer solchen Erweiterung des Objektbereichs verspricht man sich eine „Revision der klassischen Lit.gattungen und des durch die bürgerliche Lit.wiss. vermittelten Lit.kanons“ (K. Riha in: J. Kolbe 1973). Die Forderung einer allgemeinen Textwissenschaft, die in einzelnen fortgeschrittenen Positionen nicht auf den sprachlichen Bereich beschränkt bleibt und Medien wie Film und Fernsehen einzubeziehen sucht (z.B. Breuer 1974), ist die Folge einer Entwicklung, die sich insbesondere in den Gliederungen neukonzipierter Einführungen in das Fach greifen läßt (vgl. insbesondere den Band von H. L. Arnold/V. Sinemus 1973, der in 8 von 9 Gliederungspunkten den Ausdruck T. aufweist). Hier finden sich auch erste Versuche, einen lit.wiss. Begriff T. näher einzugrenzen; so umfaßt für H. A. Glaser (in: Arnold/Sinemus 1973) T. „alle schriftlich fixierte Sprache im Sinne des ‚Schwarz auf Weiß‘“. Freilich dürfte ein Begriff T., solange er allein von der Opposition zur kritisierten Tradition des Faches getragen wird, kaum ausreichen, um den Ansprüchen einer T.-Wissenschaft zu genügen. Zu fordern ist demgegenüber die Ableitung des T.begriffs aus einem funktionalen T.modell, das eine systematische Gliederung des T.kontinuums (z.B. im Sinne pragmatisch definierter T.sorten) erlaubt, in diesem Rahmen gerade auch den Ort ästhetischer und narrativer T.präsentation (Lit.) zu bestimmen vermag und deren Verwendungs-

zusammenhänge mit reflektiert. Zu einem Zeitpunkt, zu dem diese schwierige Aufgabe in keiner Weise als geklärt gelten kann, will die folgende Darstellung bislang vorgestellten Möglichkeiten, den T.begriff systematisch zu fassen, nachgehen, deren Reichweite für eine lit.wiss. Begriffsbildung diskutieren und einzelne Ansätze zu einem für die Lit.wiss. sinnvoll erscheinenden Modellrahmen aufzeigen.

Zum histor. Ort der Entwicklung eines T.wissenschaft: Eberhard Lämmert u. a., *Germanistik – e. dt. Wissenschaft* (1967; EdSuhkr. 204). Karl Heinz Borck u. Rudolf Henss (Hg.), *Der Berliner Germanistentag 1968. Vorträge u. Berichte* (1970). Jürgen Kolbe (Hg.), *Ansichten e. künftigen Germanistik* (1969; RHanser 29). Jürgen Kolbe (Hg.), *Neue Ansichten e. künftigen Germanistik* (1973; RHanser 122). Helmut Kreuzer, *Veränderungen d. Lit.begriffs* (1975). Kl. Vandenhoeck-R. 1398). Horst Rüdiger, *Lit. u. Dichtung* (1973; Sprache u. Lit. 78).

Einführungen mit Einbeziehung des T.begriffs: Heinz Ludwig Arnold u. Volker Sinemus (Hg.), *Grundzüge d. Lit.- und Sprachwissenschaft*. Bd. 1: *Lit.wiss.* (1973; dtv Wb 4226). Dieter Breuer u. a., *Lit.wiss. E. Einf. für Germanisten* (1972; Ullstein-Buch 2941).

T.wissenschaft als Programm: Max Bense, *Theorie der T.e* (1962). Erwin Leibfried, *Krit. Wiss. vom T.* (1970). Dieter Breuer, *Einf. in d. pragmatische T.theorie* (1974; UTB. 106). Ingrid Kerkhoff, *Angewandte T.wissenschaft. Lit. unter sozialwissenschaftl. Aspekt* (1973). Heinrich F. Plett, *T.wiss. u. T.analyse* (1975; UTB. 328). Jörg Dittkrist, *T.wiss. als Neopositivismus*. Disk. Deutsch 21 (1975) S. 48–68.

§ 3. Der T.begriff der Editionsphilologie. Eher als in anderen Bereichen der Lit.wiss. bildet sich im Zusammenhang mit den Problemen der T.edition ein Bewußtsein dessen aus, was einen T. definiert. Die Aufgabe der T.kritik (s. *Edition*) zwingt zu methodologischen Reflexion über den Gegenstand, der in seiner authentischen Gestalt ermittelt werden soll. Schon im Altertum, insbesondere in der alexandrinischen Schultheorie des 3. und 2. Jh.s v. Chr., wurden exakte Verfahren entwickelt, dichterische, philosophische, historische u. a. T.e in einem nachprüfbar Wortlaut zu konstituieren und zu edieren. In der Renaissance, die gerade auch die philologischen Techniken des Altertums aufgriff und weiter ausbildete, wurde die Aufgabenstellung der Editionsphilologie, der

ursprünglichen T. wiederherzustellen, auch terminologisch näher eingegrenzt: wenn der T.kritiker Giovanni Lamola 1428 seine Aufgabe darin sieht, *priorem textum restituere*, so ist T. für ihn nicht etwas Vorgegebenes, etwas material Überliefertes, sondern ein Sprachzustand, der durch philologische Arbeit, durch die Verfahren der *recensio* und der *emendatio* erst hergestellt werden muß. Der Zusammenhang zwischen Überlieferungsträger (T.zeuge) und Autor wurde grundsätzlich problematisiert; insbesondere durch Karl Lachmann (1793–1851) wurden Methoden ausgebildet, durch Handschriftenvergleich und syntaktisch-semantiche Analysen auf eine möglichst frühe einheitliche T.gestalt rückzuschließen; Ulrich von Wilamowitz zeigte Ende des 19. Jh.s mit seinem Begriff der „Textgeschichte“, wie Veränderungen in der Überlieferung eines T.es als historisch bedingt zu begreifen sind.

Vermittelt durch seine frühere Tätigkeit als klassischer Philologie, gibt Friedrich Nietzsche dem Begriff T. in seinem philosophischen Werk eine aufschlußreiche Wendung. Ähnlich wie schon bei Kant („ich denke“ ist der alleinige Text der nationalen Psychologie, aus welchem sie ihre ganze Weisheit auswickeln soll“) ist auch für Nietzsche T. eine Bezeichnung für das Grundlegende, das der Mensch erfassen muß, um sich selbst zu begreifen. In diesem Sinne spricht Nietzsche von der „tollen Aufgabe“, „über die vielen eilen und schwärmerischen Deutungen und Nebensinne Herr (zu) werden, welche bisher über jenen ewigen Grundtext *homo natura* gekritzelt und gemalt wurden“. Als einen „Mangel an Philologie“ sieht er es nun an, in den „geheimnisvollen und ungelesenen T.“ moralische Wertgegensätze hineinzudeuten, wie er etwa auch die „Gesetzesmäßigkeit der Natur“ als Auslegung ansieht; sie ist „Interpretation, nicht Text“. Jedoch „einen T. als T. ablesen zu können, ohne eine Interpretation dazwischen zu legen, ist die späteste Form der ‚inneren Erfahrung‘ – vielleicht eine kaum mögliche“. Denn der T. ist gar nicht anders erfahrbar als in der Form des Ausgelegenseins; „es gibt keine alleinigmachende Interpretation“, sagt er an anderer Stelle, „derselbe T. erlaubt unzählige Auslegungen“. Damit kennzeichnet er – gegen jeden positivist. Erkenntnisanspruch gerichtet – das grundlegende Dilemma des Philosophen, der seine geschichtlich bedingte Erkenntnisperspektive nicht zu überspringen vermag; damit markiert er aber auch, weit über die philologischen Einsichten des 19. Jh.s hinausgehend, die erkenntnistheoretische Grundposition einer modernen T.philologie: jede editorische Tätigkeit ist eingespannt zwischen dem Anspruch einer authentischen Textkonstitution und der Einsicht, daß die histor.

Gebundenheit der Deutung, die entscheidend die jeweilige Textgestalt mitbestimmt, nicht zu hintergehen ist – eine Position, die in der T.kritik fast ein Jh. später in den Arbeiten von M. Windfuhr (1957), H. W. Seiffert (1963) und insbesondere in den editionswissenschaftlichen Aufsätzen H. Zellers (1971, 1975) eine angemessene Berücksichtigung fand. Für unseren Zusammenhang deutet sich mit dieser editionstheoretischen Grunderkenntnis bereits an, daß ein sinnvoller lit.wiss. T.begriff sich nicht auf ein materiales Faktum beschränken kann, sondern die Spannung zwischen dem mit einer bestimmten Absichtlichkeit schreibenden Autor und dem Leser, und das heißt zugleich, dem stets auslegenden Wissenschaftler, mit zu reflektieren hat.

Wenn auch die Editionsphilologie in Deutschland in den ersten drei Jahrzehnten dieses Jh.s mit einer Reihe bedeutsamer Arbeiten (Backmann, Kurelmeyer, Seuffert u. a.) einen weiteren Aufschwung erhielt, so ist in der theore. Fundierung des editor. Begriffs T. zunächst kaum ein Fortschritt zu verzeichnen. Immerhin werden von G. Witkowski in seinem „methodologischen Versuch“ *Textkritik und Editionstechnik neuerer Schriftwerke* (1924) zwei wichtige Faktoren der T.konstitution angeführt, wenn er als die zwei unabdingbaren Grundlagen der T.kritik das „Verständnis der Sprache“ und ein „restloses Verständnis des Inhalts“ ansieht. Damit wird zum erstenmal explizit die Bedeutungsdimension in den editor. T.begriff einbezogen. – Weiter führen die editionswissenschaftl. Arbeiten der 20er Jahre in der Sowjetunion. Vor allem B. V. Tomaševskij war es, der 1928 mit seinem grundlegenden Werk *Pisatel' i kniga* den Aufbau einer „Textologie“ konzipierte, die T.kritik und Editionstechnik einen systematisch-wissenschaftl. Rahmen zu geben suchte. Ausgehend von der Auffassung einer ständigen „literarischen Evolution“, die der zeitgenöss. Russische Formalismus entwickelt hatte, stellte Tomaševskij fest, daß T.e allein aus ihrem histor. Zusammenhang, aus dem Kontext der literar. und außerliterar. Reihen zu begreifen seien. Erst die Erforschung des literatur- und gesellschaftsgeschicht. Umfeldes gibt nach T. die Voraussetzung, T.e editorisch zu konstituieren. Die Position U. v. Wilamowitz, die Geschichte eines T.es könne erst nach einer vorangegangenen T.kritik geschrieben werden, verkehrt sich damit in ihr Gegenteil: erst die Kenntnis der T.geschichte erlaubt, T.e kritisch zu edieren. Kennzeichnend für diesen Ansatz ist es, daß an die Stelle der Autorinten-

tion die geschichtliche Determination des T.es tritt: „Wichtig ist nicht, wohin der Autor zielt, sondern wohin er fällt“. Der T. als ein „geschichtliches Faktum“ trägt sein Telos in sich. Entsprechend kann es keine auf ein letztes Ziel gerichtete Werkentwicklung, keinen „besten T.“, geben, sondern alle Entwicklungsstufen, die ein Werk durchläuft, sind grundsätzlich gleichrangig. „jedes Stadium des poetischen Werkes ist für sich selbst ein poetisches Faktum“. Zugleich ist jeder T.zustand nur Durchgang; wie er selbst vorausgehende T.e aufgreift und verändert, ist er selbst Anlaß zu ständiger Fortentwicklung. Beigetragen zu einer solchen dynamischen T.auffassung haben zweifellos die Eigenart der Werküberlieferung Puškins (dem editor. Paradigma für die russ. Lit.) und nicht zuletzt die Vorliebe der Russischen Formalisten für volkscundliche Gattungen (vor allem Märchen). Das Konzept eines „offenen Textes“, das J. Kühnel jüngst (1976) für die Überlieferungsgeschichte volkssprachlicher T.e des MA.s vorgeschlagen hat, liegt in den Arbeiten Tomaševskijs bereits seit fünfzig Jahren entwickelt vor. – Diese textologische Auffassung wird (mit leichten Veränderungen) nach 1945 in den z.T. auch im Westen rezipierten Arbeiten D. Lichačevs aufgegriffen und – besonders für mediävistische T.e – in eine textologisch-editorische Praxis überführt (vgl. W. Alberts 1968 und D. Lichačev 1971). In der theoret. Grundlegung seiner *Tekstologija* (1962) sucht Lichačev als einer der ersten nun auch den editor. Begriff T. terminologisch zu fassen: „T. drückt ein Werk in den Formen der Sprache aus [...] Zu den nichttextlichen Erscheinungen gehört alles das, was nicht anerkannt werden kann als sprachlicher Ausdruck einer bestimmten sinngemäßen Ordnung“ (z. B. „Formen der Graphik“, zufällige Schreibversehen, z.T. auch die Orthographie). Zum T. gehören dagegen auch Varianten, solange sie vom Autor stammen und ein einheitliches T.verständnis dokumentieren; wenn ihnen allerdings ein verändertes Werkverständnis zugrunde liegt oder sie von fremder Hand stammen, konstituieren sie einen neuen Text. Von allgemeiner lit.wiss. Bedeutung ist seine Abgrenzung des Terminus T. vom Werkbegriff: „... ein literar. Werk ist ein Text, der formal und inhaltlich durch eine bestimmte Idee (Sinn, Gehalt) vereinheitlicht wird“, d.h. also: T. ist für L. zunächst ein

neutrales Faktum, das erst durch eine Sinngebung (durch seinen Autor) zum Werk wird. (Ähnlich auch F. W. Wollenberg 1971.) – Eigentümlich an diesen Bemühungen um eine terminologische Fassung des editor. T.begriffs – und ähnliches läßt sich auch von den Versuchen K. Górskis (1971) sagen – ist die Diskrepanz zum eigentlichen Theorieansatz der sowjet. Textologen und zu deren editionsprakt. Umsetzungen: Weder der Bezug zum histor. Umfeld, aus dem heraus T. als ein editorisches Objekt sich erst fassen läßt, noch die Offenheit gegenüber vorangehenden und nachfolgenden T.en werden in die Abgrenzung des Begriffs mit hineingenommen. Hinzu kommt ein weiteres Defizit: Wenn auch die nunmehr explizit gefaßte Loslösung des T.begriffs von der graphischen Fixierung als ein wichtiges Ergebnis gewertet werden kann, so wird doch nicht scharf genug gesehen, daß an die Stelle des vorgefundenen Objekts ein T. tritt, der erst durch die Arbeit des Textologen hergestellt wird; mit der Bestimmung dessen, was als „sinngemäße Ordnung“ zu gelten hat und wann ein „neues Werkverständnis“ beginnt, ragt dessen geschichtliche Deutungsposition in die T.konstitution mit hinein.

Im dt. Sprachraum führten die editions-wissenschaftl. Arbeiten um die Akademie-Ausgabe der Werke Goethes zu Ergebnissen, die in Exaktheit und Tendenz den Forschungen der sowjet. Textologie nahe kommen. Die Kanonisierung eines „letzten Textes“ wird aufgebrochen, die grundsätzliche Gleichwertigkeit aller Fassungen festgestellt und vor allem eine Reihe zentraler Editions-begriffe (Fassung, Varianz, Zeuge usw.) exakt gefaßt (vgl. S. Scheibe 1971); eine Definition des T.begriffs ist allerdings an dieser Stelle nicht erfolgt. – Das Bewußtsein für die Schwierigkeiten einer sinnvollen T.definition schärfen demgegenüber die theoret. Bestimmungsversuche des C. F. Meyer-Herausgebers H. Zeller. Gerade seine Ausführungen über den T.fehler (H. Zeller 1971 und 1975) machten überzeugend deutlich, wie die jeweilige T.gestalt von der editor. Deutung des T.befundes abhängt und damit der „Schatten des Herausgebers“ notwendig in die T.konstitution hineinragt. – Für eine Weiterentwicklung des editor. T.begriffs waren entscheidend die Bemühungen um eine editorische Darstellung von Werkentwicklungen, die seit der Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe F. Beißners

(1943ff.) einen Schwerpunkt der editions-theoret. Auseinandersetzung bildeten. Am Werk B. Brechts zeigte G. Seidel (1970), daß gerade die T.e dieses Autors sich durch die „prinzipielle Unabgeschlossenheit des literar. Prozesses“ auszeichnen. Die Gleichwertigkeit aller „Textstufen“ dieses Prozesses erfordert eine entsprechende editor. Wiedergabe: Die synoptische Darstellung, die alles zusammengehörige Textmaterial in der genetischen Folge abdruckt, wird nunmehr zum Kern der Edition, während die Heraushebung einzelner T.stadien in der traditionellen Form des edierten T.es nur noch den Rang einer Lesehilfe erhält. Zu ähnlichen Ergebnissen kommt G. Martens (1971), der die „T.dynamik“ der Werkentwicklung einerseits als Ausdrucksbewegung des Autors, andererseits als Folge der Entwicklung des Autors wie auch des gesellschaftlichen Umfeldes auffaßt. T. ist in diesem Sinne nicht mehr ein „statisches Gebilde“, sondern ein Prozeß, in dem alle Einzelzustände, die ein T. im Zuge seiner Geschichte durchläuft, mit aufgehoben sind. Eine konsequente editor. Umsetzung hat dieses T.modell, das zunächst im Zusammenhang der Bearbeitung des Lyriknachlasses G. Heyms entwickelt worden ist, in der neuen Frankfurter Hölderlin-Ausgabe D. Sattlers gefunden: sie besteht nur noch aus der genetischen Darbietung des gesamten T.materials zu den Dichtungen F. Hölderlins, die als editor. Deutung den in Form von Faksimile-Wiedergaben und diplomatischen Umschriften dargebotenen Handschriften gegenübergestellt wird.

Überschaut man die hier sehr verkürzt dargestellte Entwicklung der Editionsphilologie, so zeigt sich – gerade auch als Ergebnis der Editionspraxis – in welchen Zusammenhängen T. gesehen werden muß. Dabei zeichnet sich zunehmend ab, daß sich eine Position, die den T. als feststehende Größe zwischen den Variablen Autor und Leser/Wissenschaftler situieren möchte, kaum mehr rechtfertigen läßt. In dem Kommunikationsprozeß Autor – Leser wird der T. selbst zur Variablen, einerseits abhängig vom Autor, indem der T. dessen Veränderung in der Form von Varianten und Neufassungen mit aufnimmt, andererseits abhängig vom bearbeitenden Wissenschaftler/Leser, indem der T. sich erst in der Bedeutungsdimension, d.h. aber schon immer: durch die deutende

Tätigkeit des Editors (Rezipienten) als ein syntaktisch und chronologisch geordnetes Ensemble von Einzelelementen konstituiert (vgl. dazu auch U. Ricklefs 1975). Diese Einsicht in den kommunikativ-dynamischen Charakter von T.en spiegelt sich in den Reflexionen der Editions-wissenschaft lange, bevor ähnliche Gedankengänge in übrigen Bereichen der Lit.wiss. verfolgt werden.

Lit.angaben s. Artikel *Edition*. Den neuesten Stand referieren die Bibliographien in: Gunter Martens u. Hans Zeller (Hg.), *Texte u. Varianten* (1971) und Gerhard Seidel, *Bertolt Brecht. Arbeitsweise u. Edition* (1970; 2. Aufl. 1977). – Die folgende Zusammenstellung beschränkt sich auf die im Artikel herangezogenen Arbeiten:

Werner Alberts, *Bericht über das Buch „Tekstologija“ von D. S. Lichačev*. In: Hugo Kuhn u.a. (Hg.), *Kolloquium über Probleme altgermanist. Editionen* (1966) S. 169-180. Friedrich Beißner (Hg.), *Hölderlin. Sämtliche Werke. Große Stuttgarter Ausgabe* (1943ff.). Herbert Hunger u.a., *Geschichte d. T.überlieferung d. antiken u. mal. Lit.* 2 Bde (1961/1964). Konrad Górski, *Zwei grundlegende Bedeutungen d. Terminus „Text“*. In: *Texte u. Varianten*, S. 337-343. Klaus Kanzog, *Prolegomena zu e. histor.-krit. Ausgabe d. Werke Heinrich von Kleists* (1970). Jürgen Kühnel, *Der „offene Text“*. *Beitrag z. Überlieferungsgesch. volkssprachlicher Texte d. MA.s*. In: Leonard Forster u. Hans-Gert Roloff (Hg.), *Akten des V. Intern. Germanisten-Kongresses Cambridge 1975* (1976) S. 311-321. Dimitrij S. Lichačev, *Tekstologija* (Moskau, Leningr. 1962). Ders., *Grundprinzipien d. textolog. Untersuchungen d. altruss. Lit.denkmäler*. In: *Texte u. Varianten*, S. 301-315. Gunter Martens, *Textdynamik u. Edition*. In: *Texte u. Varianten*, S. 165-201. Ulfert Ricklefs, *Zur Erkenntnisfunktion d. lit.wiss. Kommentars*. In: Wolfgang Frühwald u.a. (Hg.), *Probleme der Kommentierung* (1975) S. 33-74. Edward W. Said, *The Text as Practice and as Idea*. MLN. 88 (1973) S. 1071-1101. Dieter E. Sattler (Hg.), *Friedrich Hölderlin. Sämtliche Werke. Frankfurter Ausgabe* (1976ff.). Siegfried Scheibe, *Zu einigen Grundprinzipien e. histor.-krit. Ausgabe*. In: *Texte und Varianten*, S. 1-44. Hans Werner Seiffert, *Untersuchungen z. Methode d. Herausgabe dt. Texte* (1963; 2. Aufl. 1969; Veröff. d. Inst. f. dt. Sprache u. Lit. 28). Boris V. Tomaševskij, *Pisatel' i kniga. Očer tekstologii*. [Der Schriftsteller und das Buch. Abriss der Textologie.] (Moskau 1928; 2. Aufl. 1959). Georg Witkowski, *Textkritik u. Editionstechnik neuerer Schriftwerke* (1924). Friedrich Wilh. Wollenberg, *Zur genet. Darstellung innerhandschriftlicher Varianten*. In: *Texte u. Varianten*,

S. 251-272. Hans Zeller, *Befund u. Deutung*. In: *Texte u. Varianten*, S. 45-89. Ders., *A new Approach to the Critical Constitution of Literary Texts*. Studies in Bibliography 28 (1975) S. 231-234. Klaus Kanzog, *Variante u. Textentscheidung. Über d. Rolle d. Textkritik im lit.wiss. Studium*. Jb. d. dt. Schillerges. 22 (1978) S. 700-721.

§ 4. T. aus linguistischer Sicht. Roman Jakobsen (1971) bezeichnet den Literaturwissenschaftler, „dem linguist. Fragen gleichgültig sind und der sich in linguist. Methoden nicht auskennt“, als kraß anachronistisch (ebenso übrigens wie den Linguisten, „der taub ist für die poetische Funktion der Sprache“). Dieses beherzigenswerte Diktum hat seine besondere Bedeutung für einen lit.wiss. Bestimmungsvorschlag des Begriffs „Text“. Schon 1968 stellte S. J. Schmidt fest: „Das sprachliche Kunstwerk wird zunächst prinzipiell als T. aufgefaßt, d. h. als Objekt aus Sprache, das aufgrund dieser Bestimmung nicht nur in den Zuständigkeitsbereich der Philologien, sondern vor allem der Linguistik fällt“. Der Literaturwissenschaftler wird deshalb gut daran tun, die intensiven Bemühungen der Linguisten um eine terminologische Fassung des T.begriffs zur Kenntnis zu nehmen und für die textanalyt. Arbeit zu nutzen.

Zwei Autoren, die gerade auch für den Literaturwissenschaftler aufschlußreiche Ansätze vertreten, machen frühzeitig auf den T.begriff aufmerksam. Für die Sprachtheorie K. Bühlers (1934) ist die Kategorie T., selbst wenn sie noch nicht terminologisch eingeführt wird, konstitutiv: Die Redeeinheiten und Satzgefüge, von denen er ausgeht, sind gekennzeichnet einerseits als Ganzheit, andererseits als ein kohärenter Sprechzusammenhang, der etwa durch den „anaphorischen Gebrauch von Zeigewörtern“ entsteht. Bemerkenswert ist an diesem frühen Ansatz einer (impliziten) T.theorie, daß Bühler bei seinen Beobachtungen zu den Bedingungen und Merkmalen einer T.konstitution von vornherein von der kommunikativen Situation, in denen solche Redeeinheiten vorkommen, ausgeht, so etwa in der Feststellung: „Psychologisch betrachtet setzt jeder anaphorische Gebrauch von Zeigewörtern das eine voraus, daß Sender und Empfänger den Redefluß als ein Ganzes vor sich haben, auf dessen Teile man zurück- und vorgreifen kann.“

Sehr viel grundsätzlicher führt L. Hjelmslev (1943) den T.begriff ein. Leitend ist für ihn die Vorstellung, daß die amorphe Gedanken-Masse (*purport*), die jeder Sprache zugrunde liegt, erst durch T.e strukturiert wird und damit erst eine für den Wissenschaftler greifbare Existenzform gewinnt: „A language may be defined as a paradigmatic whose paradigms are manifested by all purports and a text, correspondingly, as a syntagmatic whose chains, if expanded indefinitely, are manifested by all purports.“ Im T. wird das System einer Sprache greifbar, deshalb ist für Hjelmslev der T. das primäre Objekt der Linguistik.

In ähnlicher Weise argumentiert auch P. Hartmann, der als einer der ersten in Deutschland die Einrichtung einer T.linguistik fordert: „Der T., verstanden als die grundsätzliche Möglichkeit des Vorkommens von Sprache in manifestierter Erscheinungsform, [...] bildet das originäre sprachliche Zeichen“ (Hartmann 1968). Gegenüber dem Ansatz Hjelmslevs besteht jedoch ein gravierender Unterschied: Hartmann sieht als Objekt der T.linguistik die aktualisierte Sprache, d. h. die funktionsfähige Sprache, die im einzelnen T. ihre bestimmte Erscheinung findet; damit steht für ihn der Gesichtspunkt der Sprachverwendung, des Kommunikativen, der gelungenen Kommunikation, im Mittelpunkt; Hjelmslevs Interesse ist demgegenüber auf die Sprache als System, auf die Beschreibung der langue, gerichtet; sein T.begriff ist entsprechend nicht an der Einzelercheinung der aktualisierten Sprache orientiert, sondern deckt den unbegrenzten Prozeß des Sprachvorkommens ab, „for example, the one that is provided by all that is written and said in Danish“. In diesen beiden Interessenpositionen, die einerseits auf die Sprachverwendung, andererseits auf das Sprachsystem gerichtet sind, zeichnen sich zwei grundsätzliche Richtungen der Linguistik ab, den Begriff T. zu fassen, die in den beiden folgenden Abschnitten gesondert betrachtet werden sollen.

Karl Bühler, *Sprachtheorie* (1934; 2. Aufl. 1965). Peter Hartmann, *Texte als linguistisches Objekt*. In: W. D. Stempel, *Beiträge zur Textlinguistik* (1971), S. 9-29 (vgl. auch die Diskussion S. 189-216, mit wichtigen Beiträgen zum lit.wiss. Interesse an der linguist. T.betrachtung). Louis Hjelmslev, *Prolegomena to a Theory of Language*. (2. Aufl. Madison 1961; dän. Original

1943). Roman Jakobson, *Linguistik u. Poetik*. In: J. Ihwe (Hg.), *Lit.wiss. u. Linguistik* (1971), Bd. 2, 1, S. 178. Siegfried J. Schmidt, *Alltagssprache u. Gedichtssprache*. Poetica 2 (1968) S. 285-303.

§ 5. Der T.begriff in der Systemlinguistik. Mit der Arbeit *Pronomina und Textkonstitution* legt R. Harweg 1968 – nach vorübergehenden Ansätzen in den USA (Z. S. Harris 1952 und K. L. Pike 1954ff.) – im dt.sprachigen Raum einen ersten Versuch vor, einen linguist. T.begriff systematisch zu erschließen. T. bedeutet für ihn „ein durch ununterbrochene pronominale Verkettung konstituiertes Nacheinander sprachlicher Einheiten“, wobei „pronominal“ ganz allgemein das syntagmatische Substitutionsverhältnis meint, durch das Elemente in verschiedenen Sätzen miteinander verknüpft werden. Damit wird zwar das Phänomen der Kohärenz als ein wichtiges Mittel der T.konstitution, das gerade auch für lit.wiss. T.analysen von Bedeutung ist, hervorgehoben, als hinreichendes Merkmal für den Begriff T. ist es jedoch nicht ausreichend. So lassen sich durch diesen Definitionsversuch Anfang und Ende eines T.es nicht eindeutig bestimmen (vgl. Brinker 1971), vor allem aber werden zahlreiche literar. Texte, in denen die pronominale Verkettung bewußt durchbrochen wird, ausgeschlossen (vgl. G. Martens 1975). – Auch für H. Isenberg ist der T. eine „kohärente Folge von Sätzen“ (Isenberg 1970). In einem Entwurf zu einer *Texttheorie* (1971) geht er von der Existenz von T.regeln aus, die „zusammen mit den übrigen Komponenten der Grammatik den Begriff „wohlgeformter Text einer Sprache L“ explizieren“. Diese T.regeln suchen die Kohärenz des Textes in der Weise zu fassen, daß sie die Beziehbarekeit der einzelnen mit „Referenzmerkmalen“ versehenen Satz-elemente (z. B. „bekannt“, „identifizierbar“) definieren. Gegenüber dem Ansatz R. Harwegs ist hervorzuheben, daß Isenberg sich nicht allein auf die Syntax beschränkt, sondern über die „Referenzbeziehungen“ auch semantische und pragmatische Dimensionen in die T.bildung einbezieht. Zudem gewinnt Isenberg durch seinen Rückgriff auf ein generatives Modell eine größere Präzision, wenn sich auch zeigt, daß ein sehr begrenzter Apparat von „T.regeln“, wie ihn Isenberg vorschlägt, nicht ausreicht, um die komplexe Struktur von T.en, insbeson-

dere literar. T. zu greifen. Das beweisen auch die Arbeiten der Konstanzer Projektgruppe T.linguistik, die durch ein Ensemble von Formations- und Transformationsregeln T. zu formalisieren und damit umfassend zu beschreiben suchen. Der für diesen Zweck notwendige Apparat von T.regeln nimmt solche Ausmaße an, daß er für die prakt. Arbeit des Literaturwissenschaftlers (und erst recht für die Belange einer T.definition) kaum noch einen Beitrag leistet. Das gilt letzten Endes auch für die Arbeiten von v. Dijk, Petöfi, Rieser u.a., die in diesem Umkreis entstanden sind, wenn auch einzelne Aspekte dieser Untersuchungen, wie z. B. die „zweidimensionale“ Erfassung des T.gewebes in „Listen“ und „Netzen“ bei J. S. Petöfi oder die handlungstheoretische Erklärung von textl. Makrostrukturen bei T. v. Dijk, wichtige Gesichtspunkte der T.beschreibung in das Blickfeld rücken. Ganz allgemein verweisen gerade auch diese Ansätze auf eine grundlegende Aporie der Bemühungen, den Gegenstand einer T.grammatik näher zu präzisieren: einerseits erweist sich eine innertextlich-syntaktische T.definition als zu eng, andererseits führt die Einbeziehung einer Semantik- und Pragmatik-Komponente zu einer solchen Aufschwellung des Beschreibungsapparates, daß der damit gewonnene Nutzen durch Unüberschaubarkeit und den notwendigen Abstraktionsgrad mehr als aufgehoben wird. Das betrifft insbesondere auch die Versuche, die spezielle Sorte literarischer T.e textgrammatisch zu beschreiben, d. h. ein Maß für die Poetizität (Literarität) eines T.es mit den Mitteln einer generativen Transformationsgrammatik anzugeben (z. B. v. Dijk 1972a; A. Bernath/K. Csuri u.a. 1975; vgl. auch J. Ihwe 1972); denn gerade die spezifischen Merkmale ästhetischer T.struktur scheinen nicht in den Bereich des Sprachsystems, sondern in den der Sprachverwendung zu fallen (vgl. u.a. K. Baumgärtner 1971, G. Oomen 1973, G. Martens 1975).

Dennoch vermittelt die textlinguist. Forschung eine Fülle von Ansätzen, die auch für lit.wiss. Untersuchungen von Interesse sind, bezeichnenderweise oftmals jene Arbeiten, die keine umfassende T.definition intendieren, sondern sich einzelnen Merkmalen der T.bildung zuwenden. Dazu gehören etwa die Beiträge der Prager Schule, die sich der sog. „funktionellen Satzperspektive“ zuwenden (E.

Beneš 1973, F. Daneš 1970, 1974 u.a.). Sie suchen die thematische Progression (und damit auch Verknüpfung) dadurch zu erfassen, daß sie einem „Thema“ (dem im Text Bekannten) eine neue Information, das „Rhema“ zuordnen. – Die bedeutungsmäßige Konstitution eines T.es steht im Zentrum der „strukturellen Semantik“ von A. J. Greimas (1966). Er versteht unter T. „das Ganze der Bedeutungselemente“ innerhalb eines Korpus, wobei die Ganzheit durch eine dominante Isotopie gestiftet wird. Die Isotopie, als rekurrentes Auftreten gleicher semantischer Merkmale (sog. „Seme“) definiert, erscheint dabei nicht an der Oberfläche des T.es, sondern erst in dessen Transformierung zur „Normalform“. Auf dieser Grundlage suchen auch Kallmeyer, Klein u.a. (1974), die „semantische Tektonik von T.en“ zu beschreiben und damit dem Kohärenz-Problem eine neue Wendung zu geben. – Von einem vorthoret. T.verständnis geht H. Weinrich (1976) aus, wenn er T. als „eine geordnete Folge von Sprachzeichen zwischen zwei auffälligen Unterbrechungen der Kommunikation“ bezeichnet. Diese defizitäre Begriffsbestimmung versucht Weinrich durch eine Reihe scharfsinniger Beobachtungen zu einzelnen T.aspekten (z.B. Syntax des Artikels, Phonologie der Sprechpause, Semantik der Metapher, dazu Tempus in: Weinrich 1964) zu präzisieren, die zwar insgesamt noch keinen hinreichenden T.begriff, dafür aber eine Fülle von Anregungen für die analyt. Praxis ergeben. – Schließlich soll noch auf K. Hegers Abhandlung *Monem, Wort, Satz und Text* (1976) verwiesen werden, die zwar den T. ebenfalls der langue zuordnet und damit noch im systemlinguist. Bereich verharret, aber mit ihrer Zeichentheoret. Fundierung schon den Übergang zum folgenden Kapitel markiert. Heger geht von zeichentheoret. Einheiten aus, die er „Signeme“ nennt. Jede Klasse von Signemen ordnet er einem „Signemrang“ zu, der jeweils durch eine *differentia specifica* von einem nächstfolgenden Rang geschieden ist. So ergibt sich ein Modell von hierarchisch angeordneten Signemrängen, beginnend bei der kleinsten Zeicheneinheit des „Monems“ und auf höchster Stufe dann einmündend in den Zusammenhang der Sprache oder eines Kulturkreises. T.e finden nun, je nach Komplexitätsgrad, in verschiedenen Signemrängen ihren Platz, in ständiger Kommutation mit den

untergeordneten Einheiten, aus denen sie zusammengesetzt sind, und mit den übergeordneten Zusammenhängen, in denen sie stehen. Dieser Vorstellung liegt entsprechend kein hermetischer T.begriff mehr zugrunde, sondern ein dynamischer, der gerade auch die Kommunikationssituation, die Beziehung zum Sprecher und Leser (zumindest ansatzweise) mit fassen kann. Bedeutungsvoll wird ein solches T.modell für eine künftige Diskussion des Gattungs- und Textsortenproblems sein; wie sich innerhalb dieses Systems die Fragen einer ästhetischen (literarischen) Textpräsentation situieren lassen, bleibt freilich noch zu untersuchen.

Einen instruktiven Überblick über den hier behandelten Themenkreis geben: Elisabeth Gülich u. Wolfgang Raible, *Linguistische Textmodelle* (1977; UTB. 130). Werner Kallmeyer, Wolfgang Klein u.a., *Lektürekolleg zur Textlinguistik*. 2 Bde. (1974; Fischer Athenäum TB. 2050/2051). Weiterhin referieren über den Stand der Textlinguistik: Ortwin Beisbart u. Edeltraud Dobnig-Jülich, *Textlinguistik u. ihre Didaktik* (1976). Klaus Brinker, *Aufgaben u. Methoden d. Textlinguistik*. WirkWort 21 (1971) S. 217-237. Ders., *Zum T.begriff in d. heutigen Linguistik*. In: H. Sitta u. Brinker (Hg.), *Studien z. T.theorie u. z. dt. Grammatik. Festgabe f. H. Glinz* (1973) S. 9-41. Jörg Dittkrist, *Probleme der T.linguistik*. Linguistik u. Didaktik 27 (1976) S. 113-121. Wolfgang Dressler, *Einf. in d. T.linguistik* (2. Aufl. 1973; Konzepte d. Sprach- u. Lit.wiss. 7). Ders. (Hg.), *T.linguistik* (1978; WegedFschg 427). Ewald Lang, *Über einige Schwierigkeiten beim Postulieren e. T.grammatik*. In: F. Kiefer u. N. Ruwet, *Generative Grammar in Europe* (Dordrecht 1973) S. 284-314.

Zur Beziehung zwischen T.linguistik und Lit.wiss.: Jens Ihwe (Hg.), *Lit.wiss. u. Linguistik*. 3 Bde (1971f.; Ars poetica 8). Ders., *Linguistik in d. Lit.wiss.* (1972; Grundfragen d. Lit.wiss. 2). Gunter Martens, *T.linguistik u. T.ästhetik*. Sprache im techn. Zeitalter H. 53 (1975) S. 6-35. Bernd Spillner, *Linguistik u. Lit.wiss.* (1974).

Zum Problem einer linguist. Poetik: Klaus Baumgärtner, *Der methodische Stand e. linguist. Poetik*. In: J. Ihwe (Hg. 1972f.) s.o., Bd. 2, 2, S. 371-402. Rolf Klopfer, *Poetik u. Linguistik* (1975; UTB. 366). Christoph Küper, *Linguist. poetik* (1975; Urban-TB. 243). Ursula Oomen, *Linguist. Grundlagen poet. T.e* (1973; Germ. Arbeitshefte 17).

Zu Einzelproblemen der T.linguistik: Eduard Beneš, *Thema-Rhema-Gliederung u. T.lingu-*

istik. In: H. Sitta u. K. Brinker (Hg. 1973) s.o., S. 42-62. Arpad Bernáth u. Karoly Csuri u.a., *Texttheorie u. Interpretation* (1975; Theorie-Kritik-Geschichte 9). František Daneš, *Zur linguist. Analyse d. T.struktur*. Folia linguistica 4 (1970) S. 72-78. Ders. (Hg.), *Papers on Functional Sentence Perspective* (Prag 1974). Teun A. v. Dijk, *Some Aspects of Textgrammars* (The Hague – Paris 1972). Ders., *Beiträge z. generativen Poetik* (1972; Grundfragen d. Lit.wiss. 6). Algirdas J. Greimas, *Strukturelle Semantik* (1971; franz. Ausg. Paris 1966). Zellig S. Harris, *Discourse Analysis*. Language 28 (1952) S. 1-30 u. 474-494 (Rez. v. M. Bierwisch in: J. Ihwe (Hg. 1971f.) s.o. Bd. 1, S. 141-150). Roland Harweg, *Pronomina u. Textkonstitution* (1968). Klaus Heger, *Monem, Wort, Satz, Text* (1976; Konzepte d. Sprach- u. Lit.wiss. 8). Horst Isenberg, *Der Begriff „Text“ in d. Sprachtheorie*. ASG-Bericht 8 (1970). Ders., *Überlegungen z. T.theorie*. In: J. Ihwe (Hg., 1971f.) s.o. Bd. 1, S. 150-172. *Papiere zur T.linguistik*. Hg. v. J. Ihwe, J. S. Petöfi, H. Rieser. Bd. 1ff. (1972ff.). János S. Petöfi, *Transformationsgrammatiken u. e. ko-textuelle T.theorie* (1971). Kenneth L. Pike, *Language in Relation to a United Theory of the Structure of Human Behavior*. 3 Bde. (Glendale 1954-1960). Harald Weinrich, *Tempus* (1964; 2. Aufl. 1971; Sprache u. Lit. 16). Ders., *Sprache in Texten* (1976).

§ 6. Der T.begriff aus kommunikationstheoretischer Sicht. Die Versuche, den T.begriff aus systemlinguist. Sicht zu fassen, sind in jüngster Zeit zunehmend auf Kritik gestoßen. J. Petöfi (1971) stellt fest, daß eine kohärente Folge von Sätzen erst „auf der Grundlage eines beliebigen, meist außerlinguist. Kriteriums als T. ausgewiesen ist“, und U. Figge (1971) kommt zu dem Ergebnis, daß die Kohärenz eines T.es nicht durch sprachliche Mittel, „sondern durch die kommunikative Konzentration auf einen einheitlichen Gegenstand“ entstehe. So mehrten sich die Ansätze einer textorientierten Linguistik, die mit nunmehr erweitertem Gegenstandsbereich T.e als sprachliche Kommunikation zu erklären suchen. Dabei geraten auch nichtsprachliche Faktoren des Kommunikationsprozesses ins Blickfeld, die Bedingung und Voraussetzung konkreter T.produktionen und -rezeptionen bilden. Diese kommunikationstheoret. T.forschung knüpft – den schon in den Überlegungen P. Hartmanns (s.o. § 4) vorgezeichneten Weg weiterfolgend – einerseits an das funktionale T.modell

K. Bühlers, andererseits an die Sprechakttheorie J. H. Austins (1962) und J. R. Searles (1969) an. H. Glinz (1973) grenzt von einem „T. im weiteren Sinne“, dem „sprachlichen Gebilde schlechthin“, eine „Subklasse“ schriftkonservierter T.e ab, die er als „von seinem Autor von vornherein als geschriebener und den Rezipienten auch in geschriebener Form zuzuleitender T.“ definiert. Diese Subklasse zeichnet sich nach Glinz vor allem durch die Form der „Einweg-Kommunikation“ aus, wobei er allerdings den Begriff der Kommunikation bewußt verkürzt, wenn er die „Akte der rezipierenden Performanz“ aus seiner Betrachtung ausklammert. Ähnlich verfährt auch E. U. Große (1976), wenn er zwar T. zunächst als „den sprachlich manifesten Teil der Äußerung in einem Kommunikationsakt“ definiert, aber bei der weiteren Begriffspräzisierung den Produktions- und Rezeptionsvorgang eliminiert. Das Ergebnis ist ein additiver T.begriff auf der Basis einer Satzsemantik („abgeschlossene Folge von semantischen Sätzen“ mit 5 weiteren speziellen „Definitionselementen“), der dem prozessualen Charakter einer textlichen Kommunikation kaum gerecht werden dürfte. Mit D. Wunderlich (1972) ist demgegenüber ein pragmatischer T.begriff zu fordern, der gerade auch die Rolle der Kommunikationspartner für die T.konstitution („ob für sie etwas die Qualität eines konsistenten T.es hat oder nicht“) berücksichtigt. R. Lachmann (1973) stellt in diesem Zusammenhang allerdings die Frage, ob sich denn eine solche „Konzeption des T.es, der sich erst und immer neu in der Lektüre konstituiert, als folglich nie beendeter T. [...] mit den linguist. Beschreibungsintentionen“ noch fassen läßt. Der Rückzug auf eine material orientierte T.definition oder die Reduktion des T.es auf eine Ansammlung von Instruktionssignalen (so z.B. Kallmeyer, Klein u.a., 1974: „T. ist die Gesamtmenge der in einer kommunikativen Interaktion auftretenden kommunikativen Signale“) bietet für diese Schwierigkeit nur eine Scheinlösung an, da sich Aussagen über die Begrenzungen und den ganzheitlichen Charakter eines solchen T.es allein mit semantisch-pragmatischen Kategorien treffen lassen.

Einen Ausweg aus diesem Dilemma bilden dynamische T.modelle, die meist in einem Grenzbereich zwischen Linguistik und Lit.wiss. angesiedelt sind und die oftmals – und



das scheint immerhin bezeichnend für die gegenwärtige Situation zu sein – auf Ergebnisse lit.wiss. Betrachtungen zurückgreifen. So entwickelt etwa A. Höger (1975) eine dialektisch argumentierende Theorie des „Schrift-texts“, die in komplexer Weise die Spannung zwischen Autor und Leser in einem prozessualen T.begriff zu fassen sucht und damit Beobachtungen aus der Edition von T.genesen (s.o. § 3) aufgreift. (Ähnlich auch P. Schmidt 1972.) „Text-in-Funktion“ ist auch der Ausgangspunkt der *Texttheorie* S. J. Schmidts (1973), die zu den wichtigsten Beiträgen zu einer Grundlegung des T.begriffs zählt. Schmidt geht von der Grundthese aus, daß Sprechen stets als „partnerbezogenes, intentionales und informatives Handeln“ aufzufassen ist, das sich – in Anlehnung an Wittgensteins Begriff des „Sprachspiels“ – in „kommunikativen Handlungsspielen“ vollzieht. Damit ist aber auch das Kommunizieren mit T.en nicht als innersprachliches Beziehungsgefüge zu beschreiben, sondern seine begriffliche Explikation erfordert die Einbeziehung der „komplexen Voraussetzungssituation“, die für Sprecher und Leser/Hörer das Gelingen eines textlichen Kommunikationsaktes bedingt bzw. dessen Inhalt und Wirkung entscheidend bestimmt. T. in diesem Sinne ist „jeder geäußerte sprachliche Bestandteil eines Kommunikationsaktes in einem kommunikativen Handlungsspiel, der thematisch orientiert ist und eine erkennbare kommunikative Funktion erfüllt“. „Textformular“ heißt demgegenüber die von einem komm. Handlungsspiel abgetrennte „kohärente Sprachzeichenmenge“; sie ist jedoch – was in der Rezeption dieses Ansatzes oftmals übersehen wurde – nicht real existent, sondern allein ein metasprachliches linguist. Konstrukt, ein „defizienter Status“, der erst im aktuellen Vollzug der Kommunikation zu einem funktionierenden T. aufgefüllt wird. So konsequent und (gerade in ihren semantischen Perspektiven) überzeugend die theoret. Fundierung dieses T.begriffes auch erscheint, so können diese Vorzüge nicht darüber hinwegtäuschen, daß die lit.wiss. Umsetzung dieses Ansatzes durch dessen hohen Abstraktionsgrad große Schwierigkeiten bereitet. So ist es nicht zufällig, daß S. J. Schmidt selbst 2 Jahre später (in Schmidt 1975) das Wort T. in einem „vor-theoretischen“ Sinn gebraucht und demzufolge auch – im Gegensatz zur eigenen Theorie –

behaupten kann, daß ein Leser dem T. gegenüber trete und ihm eine Bedeutung zuordne.

Als „Semiotik der Literatur“ versteht G. Wienold (1972) seinen Ansatz, die „Bedingungen und Folgen der Kommunikation von T.en über Eigenschaften von T.en zu formulieren“. Er versucht dabei die Wirkung beim Leser, die „Engagementstrukturen“ des Rezipienten mit „T.strukturen“ in Zusammenhang zu bringen. T. in diesem Sinne bedeutet für ihn – auch nichtsprachliche Elemente einschließend – „Träger von Kommunikation“. Eine „allgemeine Form“ von T. konstituiert sich aus „Primitiv-Elementen“ und „Formulierungsverfahren“; durch T.eigenschaften, denen ein bestimmtes Verhalten seitens der Kommunikationsteilnehmer entspricht, wird der T. spezifiziert. „Jegliche Aktivitäten von Teilnehmern bezüglich eines in diesem System gegebenen Trägers von Kommunikation“ bezeichnet er als „T.verarbeitung“. Damit trennt er Prozesse wie Rezeption, Interpretation, Übersetzen als textverarbeitende Operationen vom T.begriff ab (vgl. dazu auch J. Wirrer 1975). Unklar bleibt freilich, wie es bei dieser Trennung noch möglich sein soll, den bei einer T.verarbeitung erzielten „Resultat-text“ mit dem „Ausgangstext“ zu vergleichen (Wienold 1977), wenn doch jede (auch wissenschaftl.) Auseinandersetzung mit dem Ausgangstext wiederum allein als „t.verarbeitende“ Relation zu begreifen ist – eine Schwierigkeit, die auf eine Schwäche des hinter diesem Ansatz stehenden T.begriffs verweist.

John L. Austin, *How to do Things with Words* (Oxford 1962; dt.: *Theorie d. Sprechakte*. 1972). Udo L. Figge, *Syntagmatik, Distribution u. T.* In: W. D. Stempel (1971) s.o. § 4, S. 161-181. Hans Glinz, *T.analyse u. Verstehens-theorie*. 2 Bde (1973-1978; Studienbücher z. Linguistik u. Lit.wiss. 5). Ernst Ulrich Große, *T. u. Kommunikation* (1976). Alfons Höger, *Der Schrifttext. E. Beitr. z. Theorie d. T.wiss.* (Kopenhagen 1975; T. u. Kontext. Sonderr. 1). W. Kallmeyer u. W. Klein (1974), s.o. § 5. Wolfgang Kummer, *Grundlagen d. T.theorie* (1975; rowohlt studium 51). Renate Lachmann, *Zum Umgang mit T.en – Linguist. Reduktionismus u. modellierende Praxis*. In: J. Kolbe (Hg. 1973), s.o. § 2, S. 219-225. Ursula Oomen, *Systemtheorie d. T.e.* In: W. Kallmeyer u. W. Klein (1974), s.o. § 5, Bd. 2, S. 47-70. J. Petöfi (1971), s.o. § 5. Peter Schmidt, *Statistischer T.begriff u. T.prozeß*. In: D. Breuer u.a. (1972), s.o. § 2, S. 95-126. Siegfried J. Schmidt,

*T.theorie. Probleme e. Linguistik d. sprachlichen Kommunikation* (1973; UTB. 202). Ders., *Lit.-wiss. als argumentierende Wissenschaft* (1975; Krit. Information 38). John R. Searle, *Speech Acts* (Cambridge 1969; dt.: *Sprechakte* 1971). Götz Wienold, *Semiotik d. Lit.* (1972). Ders., *Das Konzept d. T.verarbeitung u. d. Semiotik d. Lit.* LiLi 27/28 (1977) S. 46-54. Jan Wirrer, *Natürliche T.verarbeitung*. Ling. u. Didaktik 27 (1976) S. 247-250. Dieter Wunderlich, *Sprechakte*. In: U. Maas u. D. Wunderlich, *Pragmatik u. sprachliches Handeln* (1972). Ders., *Textlinguistik*. In: H. L. Arnold u. V. Sinemus (Hg.), *Grundzüge d. Lit.- u. Sprachwiss.* Bd. 2: *Sprachwiss.* (1974; dtv WR. 4227) S. 386-397.

#### Ansätze eines literaturwissenschaftlichen T.begriffs.

§ 7. Unter dem Einfluß von Kommunikationstheorie und Semiotik hat sich in den vergangenen zehn Jahren eine pragmatische Lit.wiss. entwickelt, die den linguist. T.begriff aufgreift und im Sinne einer T.wiss. weiterzubilden sucht. Diese Ansätze haben in dem kurzen Zeitraum noch nicht zu endgültigen Ergebnissen geführt, dennoch Wege gezeigt, traditionelle Fragestellungen der Lit.wiss. (Gattungs- u. Textsortenproblematik, Narrativik, Stilistik u. Rhetorik) aus veränderter Perspektive neu zu diskutieren. So sieht I. Kerkhoff (1973) Lit. als einen Informations- und Kommunikationsprozeß, „der sich an und durch einen T. artikuliert“. Wenn sie jedoch T.e als „verbale und ikonische Objektivationen, die soziale Relationen spiegeln“, definiert und deren „Gesamtstruktur“ „additiv“ aus der „diachronen und synchronen Rezeptionsgeschichte“ ableitet, so bleibt dieser T.begriff – vielleicht gerade durch den ausdrücklichen Verzicht, an die aktuelle textlinguist. und pragmatische Diskussion anzuknüpfen – zu vag, als daß er einen nennenswerten Beitrag zur Klärung der anstehenden Probleme bringen könnte. D. Breuer geht in seiner *Einführung in die pragmatische Texttheorie* (1974) von einem doppelten T.begriff aus: Aus semiotischer Sicht definiert er T.e als „nach Regeln geordnete Teilmengen (Reihen) sprachlicher Zeichen von mehr oder weniger großer Komplexität, die zu kommunikativen Zwecken verwendet werden“, aus kommunikationstheoretischer Sicht verbleibt für Breuer die Konsequenz, „den Begriff T. als jeweiligen Kommunikationsprozeß zu definieren und mit Hilfe des

Kommunikationsmodells zu beschreiben“. Die Lit.wiss. hat es dabei nicht mit dem T. schlechthin zu tun, sondern allein mit einzelnen, historisch zu situierenden „T.realisaten“.

Die praktisch-analytische Umsetzung dieses t.theoret. Konzepts gibt freilich ebenso zu krit. Fragen Anlaß wie die Einbeziehung kybernetischer Programme. Dennoch läßt sich aus der Arbeit Breuers eine Reihe von Folgerungen ableiten, an denen eine weitere Diskussion des lit.wiss. T.begriffs kaum wird vorbeigehen können: (1) Eine Gleichsetzung des T.begriffs mit dem materiellen Zeichensubstrat, mit dem Signifikanten, wie sie 1973 J. Trabant vorschlägt, erscheint wenig sinnvoll, da es zur Erkenntnis des Zeichencharakters schon immer eines Bedeutungsaspekts des Zeichens bedarf. (2) Ebenso bleibt jedoch auch die Festlegung des T.es auf eine bestimmte Bedeutung oder Nachricht ausgeschlossen, da sich die Zeichenbedeutung, die sich im Akt kommunikativer Prozesse erst konstituiert, einer eindeutigen Fixierung entzieht (vgl. auch M. Scherner 1972). Aus dieser Einsicht wäre es dann konsequent, T. als ein ganzheitliches Zeichen in einem Kommunikationsakt aufzufassen, dessen *signifiant* zwar festgelegt ist, dessen *signifié* sich jedoch durch die Variabilität der aktuellen T.konstitution auszeichnet (vgl. dazu J. Landwehr 1975). W. Köller (1977) wirft in diesem Rahmen allerdings die Frage auf, ob der zweiseitige Zeichenbegriff in der Tradition Saussures noch ausreicht, um den historisch-dynamischen Aspekt eines pragmatisch begründeten T.begriffs zu fassen. Er schlägt deshalb die Einführung einer dritten Zeichendimension vor, die – im Sinne des Peirceschen Begriffes des „Interpretanten“ – den „Denk- und Interpretationshorizont“ umschreibt, „unter dem sich das jeweilige Zeichenobjekt konstituiert“.

Ähnlich wie im Bereich der T.theorie tendiert auch die t.theoret. Diskussion in der Lit.wiss. zu einer Abstraktheit, die – bei aller argumentativen Schlüssigkeit – doch wenig Ansatzpunkte für konkrete T.untersuchungen erkennen läßt. Unter diesem Eindruck hat sich die Forschung in jüngster Zeit mehr der Frage zugewendet, wie sich die linguistisch-t.theoret. Erkenntnisse in prakt. T.analysen umsetzen lassen (vgl. dazu die Beiträge des Düsseldorfer Germanistentags 1976, z.T. dokumentiert in W. Klein 1977). Eine „t.erschließende Auswertung“ pragmat.

T.theorien im Hinblick auf Erzähltexte hat W. Kallweit (1978) vorgelegt, wie ganz allgemein festgestellt werden kann, daß sich die Narrativik als ein bevorzugtes Anwendungsfeld für t.theoretische Erkenntnisse anzubieten scheint (vgl. K. Stierle 1975, W. Haubrichs 1976ff., K. Kanzog 1976 u.a.). In diesen Bereich fällt auch die Arbeit G. Waldmanns (1976), der mit einer Modellanalyse von NS-Literatur „die Ideologie der Erzählform“ t.theoretisch zu begründen sucht und damit den bislang wohl konsequentesten Versuch einer lit.wiss. Umsetzung der T.theorie S. J. Schmidts vorgelegt hat. Waldmann geht aus von der Erkenntnis, daß „T. als literarisches Faktum nicht isoliert“ existiert, sondern allein „als Teil eines literar. Kommunikationssystems“. An der Praxis des Lit.betriebes in der NS-Zeit kann er auf dieser Grundlage nachweisen, wie die Loslösung von T.en aus den konstitutiven Kommunikationszusammenhängen das T.verständnis einer schrankenlosen Ideologisierung auslieferte.

In anderer Weise macht H. F. Plett (1975) t.wissenschaftl. Ansätze für die T.analyse fruchtbar, indem er die Möglichkeiten einer „integrativen“, d.h. die syntaktische, semantische und pragmatische Zeichendimension gleichermaßen einbeziehende T.wissenschaft am Beispiel rhetorischer und stilist. Figuren aufzeigt. Auf einen weiteren Anwendungsbereich kommunikationsorientierter T.forschung soll abschließend zumindest kurz hingewiesen werden: auf Arbeiten, die aus pragmatischer Sicht das Problem der literar. Gattungen bzw. der Textsorten diskutieren (vgl. dazu E. Gülich u. W. Raible 1972; K. W. Hempfer 1973 u. 1977; E. Werlich 1975; K. Zimmermann 1978 und die Beiträge zum Hamburger Germanistentag 1979).

Dieter Breuer, *Einf. in d. pragmat. T.theorie* (1974; UTB. 106). Elisabeth Gülich u. Wolfgang Raible, *T.sorten* (1972; Athenäum-Skripten Ling. 5). Wolfgang Haubrichs (Hg.), *Erzählforschung* 1-3 (1976ff.; LiLi, Beih. 4, 6, 8). Klaus W. Hempfer, *Gattungstheorie. Information u. Synthese* (1973; UTB. 133). Ders., *Zur pragmat. Fundierung d. T.typologie*. In: Walter Hinck (Hg.), *Textsortenlehre-Gattungsgeschichte* (1977; medium literatur 4) S. 1-26. Hilmar Kallweit, *Transformation d. T.verständnisses* (1978; medium literatur 1). Klaus Kanzog, *Erzählstrategie* (1976; UTB. 495). Ingrid Kerkhoff, *Ange wandte T.wissenschaft* (1973). Wolfgang Klein (Hg.), *Methoden d. T.analyse* (1977; medium literatur 3). Wilhelm Köller, *Der sprachtheoret.*

*Wert d. semiotischen Zeichenmodells*. In: W. Köller u.a., *Zeichen, Text, Sinn* (1977; Kl. Vandenhoeck-R. 1436) S. 7-77. Jürgen Landwehr, *T. u. Fiktion* (1975; Krit. Information 30). Heinrich F. Plett, *T.wiss. u. T.analyse* (1975; UTB. 328). Maximilian Scherner, *T. u. Sinn*. Dtschunt. (Stuttg.) Jg. 24 (1972), H. 3, S. 51-68. Kaspar H. Spinner, *Semiologische Grundlegung d. Lit.unterrichts*. In: W. Köller u.a. (s.o.), S. 125-164. Karlheinz Stierle, *T. als Handlung* (1975; UTB. 423). Jürgen Trabant, *Lit. als Zeichen u. Engagement*. Sprache im techn. Zeitalter 47 (1973) S. 225-247. Günter Waldmann, *Kommunikationsästhetik 1* (1976; UTB. 525). Egon Werlich, *Typologie d. T.e* (1975; UTB. 450). Klaus Zimmermann, *Erkundungen z. T.typologie* (1978; Forschungsber. d. Inst. f. dt. Sprache 39).

§ 8. Einen wichtigen Beitrag zur Klärung des T.begriffs in der Lit.wiss. hat in den letzten Jahren der rezeptionsorientierte Theorieansatz geliefert, der sich zwar weitgehend auf in Schriftform vorliegende literar. T.e bezieht, aber gerade durch diese spezielle Ausrichtung das Problem der Bedeutungskonstitution in T.en schärfer als bislang zu fassen vermag. Bereits 1970 macht W. Iser mit allem Nachdruck darauf aufmerksam, daß „Bedeutungen literar. T.e überhaupt erst im Lesevorgang“ generiert werden. „Sie sind das Produkt einer Interaktion von T. und Leser und keine im T. versteckten Größen“. Mag in dieser Formulierung noch ein T.begriff herausgelesen werden, der als Zeichengestalt vor der Bedeutungsdimension liegt, so hat Iser in seiner 1976 erschienenen „Theorie ästhetischer Wirkung“ diesen Sachverhalt sehr viel präziser gefaßt und die Bedeutungshaftigkeit als das Bewußtseinskorrelat im rezipierenden Subjekt eindeutig in den T.begriff einbezogen. Das dem Kommunikationsprozeß zugrunde liegende Sprachmaterial hält in seinem „Repertoire“ und in seinen „Strategien den T. lediglich parat“, ist „bloße Virtualität, die nur im Subjekt ihre Aktualität finden kann“. Dennoch ist diese vom Rezipienten im Akt des Lesens vollzogene T.konstitution nicht der Willkür des lesenden Subjekts anheimgegeben; sie bewegt sich vielmehr, von den „Leerstellen“ und „Negationspotentialen“ im T.material in Gang gesetzt, in einem von Iser (1976) differenziert beschriebenen Spiel zwischen Bestimmtheit und Unbestimmtheit des Textes. Ausgehend von dieser Auffassung kommt auch W. Gast (1975) für den Bereich der Massen-

kommunikation zu dem Ergebnis, daß es im kommunikativen Kontext keinen „T. an sich“ gebe, „sondern immer nur verschiedene textrealisierte durch bestimmte rezipierenden“. Demgegenüber sucht H. Link (1976) T. als ein feststehendes „ideelles Gebilde“ zu fassen, das einerseits vom materiellen Gebilde, dem „T.realisat“, andererseits von den „verschiedenen“ Rezeptionsereignissen abhängt, in denen jeweils eine Konkretisierung des gleichen T.es [...] durch einen Rezipienten stattfindet“. Freilich bleibt bei H. Link offen, wie überhaupt T. als intentionales Gebilde zu fassen ist, und es ist zu fragen, inwieweit nicht ein solcher T.begriff gegenüber den in Pragmatik und Semiotik aufgezeigten Möglichkeiten einen Rückschritt bedeutet. Einen anderen Weg schlagen M. Naumann, D. Schlenstedt u.a. (1973) ein. Sie stimmen zunächst mit der Auffassung, die sich allgemein durchgesetzt hat, überein, daß T. nicht mit einem materiellen Substrat gleichzusetzen sei: T. ist „kein Ding zum Anfassen“. Er ist für sie aber auch kein intentionales Gebilde, sondern er umfaßt als dialektische Einheit zugleich „Zeichengestalt“ und die diesem entsprechende „semantische Struktur“. Wichtig ist für sie die Einbindung des T.begriffs in den Prozeß der Kommunikation: erst aus der speziellen Kommunikationssituation werden „wichtige Formmerkmale des T.es – seine Ausgeführttheit, die Vollständigkeit seiner Sätze –“ erklärbar. Über die bislang referierten Positionen geht ihr Ansatz insofern hinaus, als er den subjektiven Prozeß der Bedeutungskonstitution als gesellschaftlich vermittelt aufzeigt: „T.e werden erkennbar als besondere Hervorbringungen, als Gegenstände, die prinzipiell nicht ohne Subjekt existieren, die aber Objektivität durch ihre Einbettung in gesellschaftliche Systeme und in bezug auf gesellschaftliche Fähigkeiten erhalten.“

Wolfgang Gast, *T. u. Leser im Feld der massenkommunikation*. WirkWort 25 (1975) S. 108-128. Gunter Grimm, *Rezeptionsgeschichte* (1977; UTB. 691). Wolfgang Iser, *Die Appellstruktur d. T.e* (1970). Ders., *Der Akt d. Lesens. Theorie ästhet. Wirkung* (1976; UTB. 636). Hannelore Link, *Rezeptionsforschung* (1976; Urban-TB. 215). Manfred Naumann, Dieter Schlenstedt u.a., *Gesellschaft, Lit., Lesen. Lit.rezeption in theoret. Sicht* (1973). Karl A. Preuschen, *Zur didakt. Relevanz d. kommunikationstheoret. T.begriffs von Wolfgang Iser*. Disk.Deutsch 46 (1979) S. 194-203.

§ 9. Strukturalistische Positionen des T.begriffs sind schon in den vorangegangenen Abschnitten mehrfach berührt worden (s.a. *Struktur, Strukturalismus*), so daß sich die Ausführungen auf wenige Ansätze beschränken können, die Ergänzungen oder Alternativen zu bisher dargestellten Auffassungen bringen. Für M. Titzmann (1977) ist T. im weiteren Sinn „jede zeichenhafte und bedeutungstragende Äußerung, sei sie sprachlich oder nichtsprachlich“, T. im engeren Sinn „jede Äußerung, die sich einer natürlichen oder künstlichen Sprache bedient.“ Im Gegensatz zu diesem kommunikationsorientierten T.begriff steht das Verfahren der „strukturalistischen T.analyse“, das einen sehr eingeschränkten Begriff der Kommunikation erkennen läßt. Der Bereich einer lit.wiss. Pragmatik („wo man nicht mehr kulturelle Bedeutungen, sondern gruppenspezifische Deutungsmöglichkeiten analysiert“) gehört nach Titzmann ebensowenig zur T.analyse wie die „Analyse der kulturellen Situation des T.es“. Solchen Untersuchungsrichtungen müsse notwendig die Analyse des T.es vorangehen. – Andere Wege geht der sowjet. Literaturwissenschaftler J. Lotman, der aus strukturalist. Sicht den fundiertesten Beitrag zu einem lit.wiss. T.begriff vorgelegt hat. Lotman (1964 u. 1970) betrachtet Text als eigenes, in sich abgeschlossenes Zeichen, das auf der Grundlage einer hierarchisch geordneten Menge von Einzelzeichen und Zeichensubsystemen fungiert. Das T.-Zeichen ist in dieser Hinsicht „ein invariantes System von Relationen“; der Strukturreich des T.signifiant entspricht eine äquivalente Struktur auf der Ebene des signifié. Das bedeutet für den speziellen Fall des literar. T.es, den Lotman als ein „sekundäres modellbildendes System“ auffaßt, daß alle seine Zeichen-Elemente – sowohl die primärsprachlichen wie auch die nicht-sprachlichen (z.B. Rhythmus, Vokalklänge usw.) – entsprechend der Gesamtbedeutung des T.es semantisiert bzw. umkodiert werden. Diese Vorstellung von T., die noch stark an einem linguistisch-kybernet. Beschreibungsmodell orientiert ist (vgl. dazu R. Lachmann 1977), wird ergänzt von einer Perspektive, die über die binaristisch-statische Zeichenrelation hinausweist und eine dynamische Bedeutungskonzeption als für literar. T.e signifikant herausstellt. Aus der Erkenntnis, daß ein T. überhaupt nicht an sich existie-



re, sondern „unvermeidlich in einem historisch-realen oder fiktiven Kontext eingeschlossen“ sei, knüpft Lotman an den Satz B. V. Tomaševskijs an, daß der T. „eine veränderliche, fließende Erscheinung ist“. Der T. wird nunmehr auf die Einbettung in die außertextliche Realität (gesellschaftliches Umfeld, literar. Traditionen und Normen usw.) bezogen (und damit zugleich erweitert): „Die Wahrnehmung des T.es ist, losgelöst von dem außertextlichen Hintergrund gar nicht möglich“ (Lotman 1970). In den jüngsten Arbeiten (z. B. in: Kristeva u. a. 1977) bezeichnet Lotman diesen kontextuellen Zusammenhang selbst als „kulturellen T.“, zu dem die einzelnen literar. T. Formen seiner Realisation darstellen. Diese Konzeption, die den T. in den kulturellen Kommunikationshorizont einführt, führt nach R. Lachmann (1977) in die Nähe des T.-Begriffes der Tel-Quel-Gruppe. J. Kristeva (1968) faßt T. (= literar. Text), Gedanken von Potebnja und Bachtin aufnehmend, als eine dynamische Kraft, als *productivité* auf. Ein solcher T. bezieht seinen Sinn aus der polaren Spannung zur Sprache in Nicht-Literatur, zu anderen T.en, d. h. aus seiner „Intertextualität“. Dieser Sinn ist jedoch nicht im System einer traditionellen Semantik zu greifen, bezieht gerade seine Funktion aus seinem Status als Nicht-Sinn. Als *signifiant* ohne *signifié* hat T. die Möglichkeit, die Kontexte, in denen er steht, in Frage zu stellen, sie als „ideologisch“ auszuweisen (vgl. Kristeva u. a. 1977); er wird selbst zu einer treibenden Kraft, zu einem *signifiant pratique*. Damit hat diese T.auffassung jeden linguist. Erklärungsrahmen verlassen, wird zu einem Konzept einer „Metalinguistik“, die sich freilich sprachlich kaum noch fassen läßt und in metaphysisch erscheinenden Formulierungen einer Kritik willkommene Angriffsflächen bietet.

Klaus W. Hempfer, *Poststrukturelle T.theorie u. narrative Praxis* (1976; Romanica Monacensia 11). Julia Kristeva, *Problèmes de la structuration du texte*. In: *Tel Quel. Théorie d'ensemble* (Paris 1968). Julia Kristeva, Umberto Eco u. a., *T.-semiotik als Ideologiekritik*. Hg. v. Pierre V. Zima (1977; edsuhrk. 796). Renate Lachmann, *Zwei Konzepte d. T.bedeutung bei J. Lotman*. *Russian Literature* 5 (1977) S. 1-36. Jurij Lotman, *Vorlesungen zu e. strukturalist. Poetik* (1972; Theorie und Gesch. der Lit. u. d. schönen Künste 14; russ. Erstausg. 1964). Ders., *Die Struktur literar. Texte* (1972; UTB. 103; auch

1973; EdSuhrk. 582; russ. Erstausg. 1970). Wolf Schmid, *Die Semantisierung d. Form. Zum Inhaltskonzept Jurij Lotmans*. *Russian Literature* 5 (1977) S. 61-80. Ann Shukman, *Literature and Semiotics. A Study of the Writings of Yu. M. Lotman* (Amsterdam 1977; Meaning and Art 1). Michael Titzmann, *Strukturelle Textanalyse* (1977; UTB. 582).

§ 10. T. und T.ästhetik. Die Gefahr, daß „T.e mißverstanden werden können als manifeste Tatsachen, als zum Ding an und für sich verfestigte Wirklichkeit sprachlicher Zeichen“ (R. Grimminger 1972), ist in der texttheoret. Konzeption der Tel-Quel-Gruppe weitgehend gebannt. Dennoch bleibt zu fragen, ob ein Ansatz, der allein vom literar. Medium ausgeht, zur Grundlage eines allgemeinen T.begriffs werden kann. Gerade das Verhältnis der „Dialogizität“ oder „Intertextualität“, das von Autoren wie Bachtin, Kristeva, Starobinski u. a. in den Mittelpunkt gestellt wurde, erfordert geradezu einen T.begriff, der ebenso T. als „productivité“ wie auch kommunikativ-programmatische T.e („discours“ im Sinne von Tel-Quel) umfaßt. Zu fordern wäre also ein Allgemeinbegriff T., von dem durch Spezifizierung der Begriff literar. (oder ästhetischer) T. abgeleitet werden kann. Anknüpfungspunkt für eine solche Konzeption bietet – wie für viele andere Problemstellungen der Lit.-wiss. – der Russische Formalismus, der aus der Gesamtmenge sprachlichen Vorkommens (d. h. hier: von T.en) die Teilmenge Lit. durch Bestimmung spezifischer Merkmale auszugrenzen suchte. Der Weg für die Herausarbeitung einer solchen „Literarität“ (Poetizität) ging aus von einer Gegenüberstellung von „praktischer“ (prosaischer) Sprache und poetischer Sprache und führte zu einer Beschreibung von „Verfahren“ und kontextlichen Einbettungen, die Lit. in ihrer Eigenart charakterisierten. Wenn auch diesen Überlegungen keine ausformulierte T.theorie zugrunde liegt und das Wort T. zumeist nur in umgangssprachlichem Sinn begegnet, so tendieren doch schon einzelne Formulierungen zu einem terminologischen Wortgebrauch. In einer Studie über Vers und Rhythmus (1928; in Stempel 1972) setzt B. Tomaševskij den Begriff T. scharf vom Begriff Vers ab: T. ist für ihn die nicht ästhetisch wahrgenommene Gedichtzeile; in dem Augenblick, wo diese Vers. Dieser Befund läßt sich zu einer

allgemeinen T.definition ausweiten: T. wäre nämlich nach dieser Auffassung das in Kommunikation vorkommende Zeichen, das noch nicht funktional interpretiert ist. Das materielle Substrat, das Grundlage jeder Kommunikation bildet (Laute, Lettern usw.), ist zwar als Zeichen (d. h. als Einheit von *signifiant* und *signifié*) wahrgenommen, aber noch nicht in seiner spezifischen kommunikativen Funktion gedeutet. Funktion wird hier im Sinne des Prager Strukturalismus gebraucht (die Weise, wie sich ein Subjekt seiner Umwelt gegenüber geltend macht; J. Mukařovský 1970) und löst damit den älteren Begriff des „Verfahrens“ ab; im Zusammenhang mit der T.definition meint „Funktion“ dann speziell die Art, wie sich aus dem Zusammenspiel von *signifiant*-Struktur und kommunikativer Einstellung des Zeichenbenutzers die T.bedeutung (aufgefaßt als Komplexion von semantischem Sinn und pragmatischer Wirkung) konstituiert.

Einer Textästhetik käme nach dieser Bestimmung des T.begriffs die Aufgabe zu, die Bedingungen einer ästhetischen Kommunikation mit T.en zu beschreiben. Ansätze einer solchen T.ästhetik begegneten in den vorhergehenden Abschnitten schon mehrfach (Wienold, Iser, Naumann/Schlenstedt, Lotman; zum Begriff vgl. G. Martens 1973, 1975 u. H. F. Plett 1975), wichtige Vorarbeiten sind insbesondere aus dem Kreis der Prager Strukturalisten hervorgegangen (J. Mukařovský 1967, 1970, 1974; M. Červenka 1978). Nach dieser Auffassung ist das Ästhetische nicht mit dem Klassisch-Schönen gleichzusetzen, sondern umschreibt eine spezifische Art des Umgangs mit Texten (und Gegenständen). Die „ästhetische Funktion“, Kernbegriff der strukturalist. Ästhetik J. Mukařovskýs, bezeichnet die subjektorientierte Bedeutungskonstitution von T.en; sie stellt die dialektische Negierung der „praktischen“ Mitteilungssprache dar, deren Sinn im ästhetisch fungierenden Zeichen „aufgehoben“ ist und vom Rezipienten auf der Grundlage seiner Erfahrung zur ästhetischen Bedeutung verarbeitet wird. Das so entstehende „ästhetische Objekt“, Bewußtseinskorrelat (*signifié*) des „Artefakts“ (*signifiant*) eines ästhetischen Zeichens, ist als Variable aufzufassen, abhängig von der geschichtlichen und gesellschaftlichen Stellung des Zeichenbenutzers; das bedeutet, die in vorhergehenden

Ansätzen immer wieder hervorgehobene T.dynamik wird auch in dieser Konzeption einer T.ästhetik zu einem signifikanten Merkmal ästhetischer Kommunikation. Im einzelnen gehört freilich die Ausarbeitung einer T.ästhetik, in die auch der Begriff der Lit. (als Zeichen mit dominierend ästh. Funktion) ohne Schwierigkeiten einzuordnen ist, zu den wichtigen Aufgaben einer pragmatisch orientierten Lit.wiss.

Miroslav Červenka, *Der Bedeutungsaufbau d. liter. Werkes* (1978; Theorie u. Gesch. d. Lit. u. d. schönen Künste 38). Rolf Grimminger, *Abriss e. Theorie literar. Kommunikation*. Ling. u. Didaktik 12 (1972) S. 277-293 u. 13 (1973) S. 1-15. Gunter Martens, *T.strukturen aus rezeptionsästhetischer Sicht. Perspektiven e. T.ästhetik auf d. Grundlage d. Prager Strukturalismus*. *WirkWort* 23 (1973) S. 359-379. Ders. (1975) s.o. § 5. Ders., *Textästhetik. Theorie u. Analysepraxis* (1980). Jan Mukařovský, *Kapitel aus d. Poetik* (1967; EdSuhrk. 230). Ders., *Kapitel aus d. Ästhetik* (1970; EdSuhrk. 428). Ders., *Studien zur strukturalist. Ästhetik u. Poetik* (1974). H. F. Plett (1975) s.o. § 7. Wolf Schmid, *Der ästhetische Inhalt* (1977). Siegfried J. Schmidt, *Elemente e. Textpoetik* (1974; Grundfragen d. Lit.wiss. 10). Wolf-Dieter Stempel (Hg.), *Texte d. russ. Formalisten II* (1972; Theorie u. Gesch. d. Lit. u. d. schönen Künste 6.2). Jurij Striedter, *Texte d. russ. Formalisten I* (1969; ebda 6.1; auch UTB.40).

Gunter Martens

## Theatergeschichte, Deutsche

I. Gegenstand, Wissenschaftsentwicklung, Forschungslage.

§ 1. Abgrenzung und Umfang. Aufgabe der Theatergeschichte (Thg.) ist die Sicherung, Vermehrung, Auswertung der Dokumente von, für und durch Theater (Th.) im Sinne eines künstlich-künstlerisch ausgelösten, auf die Teilnahme anderer abzielenden einmaligen oder wiederholten Ereignisses. Die für die Vorbereitung und Durchführung solcher Ereignisse eingesetzten geistigen sowie materiellen Mittel werden nach Maßgabe ihrer theatralen Bedeutung behandelt. Soweit Th. öffentliche Institutionen bedingt, berufsmäßig organisiert wird, sich Unternehmensformen schafft, kulturellen Einfluß oder soziale Wirkung ausübt, ist Thg. mit sonstiger Geschichte verzahnt. Komponenten der Th.ereignisse wie